

THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang

– März 2020 –

Theobald, Christoph: Christentum als Stil. Für ein zeitgemäßes Glaubensverständnis in Europa. – Freiburg: Herder 2018. 363 S. (Veröffentlichungen der Papst-Benedikt XVI.-Gastprofessur an der Fakultät für Katholische Theologie der Universität Regensburg), kt € 38,00 ISBN: 978-3-451-34971-3

Es ist für das krisengeschüttelte europäische Christentum kein Trost, dass sich der gesamte Kontinent in einer vielgestaltigen Krise befindet. Perspektiven eines wechselseitigen Trostes, der alles andere ist als Vertröstung, eröffnen die 2014 von Papst Franziskus vor dem Europaparlament und Europarat gehaltenen Reden: Der spezifische Beitrag des Christentums zur Überwindung der europäischen Krise stellt einen unersetzlichen Aspekt der Überwindung der Krise des Christentums in Europa und darüber hinaus dar – und umgekehrt. Diese Wechselseitigkeit ist letztlich Ausdruck einer „Pendelbewegung“ (174, 247, 270 u. ö.) zwischen erfüllendem Anfang und vollendender Fülle, die das Christentum charakterisiert. Das epochale Werk des mittlerweile beiderseits des Rheins bekannten deutsch-französischen Fundamentaltheologen Christoph Theobald ist in besonderer Weise geeignet, diese wechselseitig verschränkten Perspektiven im Zusammenhang einer Grundlegung zeitgenössischen Christseins zu entfalten.¹ Indem der am Pariser Centre Sèvres lehrende Jesuit T. im Rahmen der Regensburger Papst-Benedikt-XVI.-Gastprofessur in deutscher Sprache eine kompakte Darstellung seines über lange Jahre in gewichtigen, meist französischsprachigen Veröffentlichungen gewachsenen Ansatzes vom Christentum als Stil vorlegen konnte, belegt er eindrucklich das Potential des II. Vaticanums bzw. näherhin seiner Rezeption, die das Wirken des einstigen Konzilstheologen Joseph Ratzinger prägte und von Papst Franziskus im Rahmen dessen, was man seine „Konzilshermeneutik der Barmherzigkeit“ nennen könnte, neue Impulse erhält. Diese Impulse aufgreifend widmet sich T. der in vielen seiner früheren Studien umsichtig aufgezeigten und nun auch von Papst Franziskus benannten faktischen Notwendigkeit, im Sinne des Konzils mit dem Konzil über das Konzil hinauszudenken. Das in vielfacher Hinsicht originelle Werk T.s kann dabei nicht auf seine innere Nähe zu den Grundlegungen und Implikationen der Theologie Papst Franziskus' (vgl. neben der Konzilshermeneutik insbes. S. 13 zu *Evangelii Gaudium* sowie S. 208ff u. ö. zu *Laudato si'*) reduziert werden, ist aber gerade im Horizont der theologisch-pastoralen Konzilsrezeption und als deren Ausdruck ein gelungenes Beispiel der Komplementarität von Lehramt und Theologie (320f).

¹ Der Titel dieser Veröffentlichung ist offensichtlich angelehnt an Christoph THEOBALD: *Le christianisme comme style. Une manière de faire de la théologie en postmodernité* (2 Bände), Paris 2007 (Cogitatio fidei, 260 und 261). Allerdings handelt es sich bei der vorliegenden Veröffentlichung weder um eine Übersetzung noch um eine deutschsprachige Kurzfassung. Vielmehr ist sie ihrerseits Gegenstand einer französischen Übersetzung: DERS.: *L'Europe – terre de mission. Vivre et penser la foi dans un espace d'hospitalité messianique*, Paris 2019.

Die genannte Originalität des Denkens T.s liegt zum einen in seiner Zentralintuition – eine „gastfreundschaftliche Heiligkeit“ (vgl. 58–63) kann in der Nachfolge Jesu als „Stil“ (53) bzw. „Lebensform“ (ebd.), die als je konkrete in die Universalität verweist und von dieser her je konkret eröffnet wird, das Christliche in wahrhaft zeitgenössischer und darin geschichtssensibler und zukunftspektivierender Weise beglaubigen; zum anderen liegt sie in der strukturierenden Rolle, durch die diese Zentralintuition eine der Vielfalt von Welt und Geschichte inhärente Einheit umso mehr aufzeigen kann, als sie die singulären Aspekte der Vielfalt gerade in ihrer Singularität würdigt, ohne sie darauf zu reduzieren.

In einem ersten Kap. zeigt T. auf, wie vom II. Vaticanum und dem dort zugrunde gelegten Prinzip der „Pastoralität“ (34–44) her ein „stilistischer“, ins Zentrum des Glaubens führender und aus diesem erwachsender Ansatz begründet und entfaltet werden kann. Dieser Ansatz verbindet Leben und Denken, Pastoral und Dogma in wechselseitiger Verschränkung und stellt von daher nicht weniger als einen je konkreten christlichen Umgang mit der Wirklichkeit als Ganzer (vgl. 88) dar, der aus dem Glauben erfolgt. Im zweiten Kap. erfährt dieser Glaubensbegriff eine grundlegende Deutung, indem zwischen einem „Lebensglauben“ (86 u. ö.) – ein Vertrauen „Jedermanns“ in das Leben – und einem von Jesus Christus generierten Glauben an die von Gott eröffneten Lebensperspektiven unterschieden wird. „Heil“ wird erfahr- und wahrnehmbar, wo diese Unterscheidung eine Indienstnahme des jesuanisch-christlichen Glaubens zugunsten des „Lebensglaubens“ ermöglicht bzw. leb- und denkbar macht (vgl. z. B. 94–101) und sich in dieser Überführung überzeugend bewahrheitet (160 u. ö.). Das spezifisch Christliche profiliert sich dabei nicht gegen Welt und Mensch, sondern als Entfaltung deren gottgeschenkten Potentials. Im dritten Kap. unterzieht T. – ausgehend von Religionspluralismus und Religionsneutralität in der Gegenwart sowie der Frage nach dem Umgang mit Gewalt und Gewaltpotential, das die Situation der Religionen in der Gegenwart nachhaltig prägt – das christologische Dogma einer Relecture. In dieser erschließen sich Einzigkeit und Universalität Jesu als Grundlegung der „relationale[n] Struktur“ (180) des Christentums wechselseitig und zeigen dabei zugleich den universalen Horizont einer je nur konkret lebbarer Relationalität auf. Davon ausgehend kann im vierten Kap. angesichts der ökologischen und transhumanistischen Herausforderungen der Gegenwart ein konkret-universales Verständnis von Auferstehung grundgelegt und entfaltet werden, das die vergangene, gegenwärtige und künftige Geschichte von Mensch, Welt und Schöpfung radikal aufwertet und zugleich radikal „entgrenzt“ (213, 217, 227, 236 u. ö.). Dabei erweist der von Christus eröffnete Stil sein für Glaube wie Gesellschaft gleichermaßen (vgl. 273) konstruktives Zukunftspotential in der Verknüpfung einer schöpfungstheologischen „Verheißungsstruktur überströmenden Lebens“ (228) und einer pneumatologisch fundierten Spiritualität heiliger Gastfreundschaft (vgl. 259). Im Dienst der dabei waltenden Hoffnung, die der gegenwärtigen Generation ebenso wie den vergangenen und künftigen Generationen gilt, steht die Kirche als Ermöglichung und gemeinschaftlicher Ausdruck von Gastfreundschaft. Dies ist Gegenstand des fünften Kap.s, dem T. den Verweis auf die von der universalen Reichweite des Osterglaubens her grundsätzlich eucharistische Dimension allen Kircheseins vorausschickt (239, auch in Verbindung mit S. 25). Die grundsätzliche und je neu zu realisierende Sakramentalität (LG 1; vgl. 290) der Kirche bringt es dabei mit sich, dass „Ekklesiogenese“ (292–312) umso mehr erfolgt, je weniger es der Kirche um sich selbst geht. Das schließt freilich eine Verantwortung für Strukturen und Gestalten von Kirche nicht aus, sondern ein, wie gerade auch T.s konzilshermeneutisch begründete und entfaltete Deutung von *Lumen gentium* im Licht von *Ad gentes* zeigt. In diesem Zusammenhang ist dann auch eine

topologische Theologie als Zusammenspiel der loci theologici Ausdruck des Kircheseins. In T.s herausfordernden Grundlegungen insbes. zu Fundamentaltheologie, Dogmatik und Pastoraltheologie kommt dabei als Ausdruck des zutiefst missionarischen Überlieferungs- bzw. Traditionsgeschehens der „grenzüberschreitende[n], heilige[n] Gastfreundschaft“ die Rolle eines „Ortes der Orte“ (319) zu.

Im „Schulweg“ (325), den der Gang durch die fünf Kap. darstellt, begegnen letztlich sämtliche Traktate und Themen der eben genannten theologischen Disziplinen, die dabei höchst innovativ grundgelegt werden – das große Potential, das darin begründet liegt, aufzuzeigen, sprengt den Rahmen nicht nur einer Rezension. Lediglich als ein Beispiel unter vielen kann das Motiv der „Inspiration“ der biblischen Schriften genannt werden, anhand dessen T. die den ntl. Texten innewohnende Möglichkeit aufzeigt, „erneut das ankommen zu lassen, was sich zwischen Jesus und denen ereignete, deren Weg er kreuzte, samt ihrer eigenen Art und Weise, die Welt zu bewohnen“ (71). Man kann aufgrund der komplexen inneren Verschränkung der Traktate, Themen und Disziplinen hinsichtlich des Aufbaus und der Durchführung des vorliegenden Werkes von der „Kunst der Fuge“ sprechen, die der Bach-Experte T. meisterhaft beherrscht, die er allerdings gerade nicht als „art pour l’art“ ins Werk setzt. Vielmehr bringt T. den Glauben in einer Weise zum Klingen, die die Vielstimmigkeit unserer Gegenwart als Ort der symphonischen Gegenwart Gottes erfahrbar werden lässt, und zwar für alle Menschen guten Willens. Dabei wird die eingangs genannte Wechselseitigkeit als Traditionsgeschehen von Jesus her je neu generiert – Jesus lernt „sozusagen als Jünger (Jes 50,4f) von Jedermann und in jeder Situation neu [...], wer er selbst ist und was er ‚kann‘“ (59) – und ermöglicht gerade so eine beständige Ekklesiogenese: wo Kirche, „in welcher Form auch immer, gastfreundschaftliche Heiligkeit durchscheinen lässt, eröffnet sie sich selbst die Möglichkeit, Gastfreundschaft zu erfahren und als Partner erstgenommen [sic!] zu werden“ (323). So zeigt sich auch nicht nur im abschließenden ekklesiologischen bzw. ekklesiogenetischen Teil die pastorale (und darin wiederum theologiegenerierende) Relevanz des „stilistischen“ Ansatzes. Für die deutschsprachige Rezeption dieser im Sinne der einschlägigen Charakterisierung von Bischof Heiner Wilmer durchaus sehr „französischen“ Theologie gilt es freilich, umsichtig die Chancen und Grenzen von Kirche und Theologie beiderseits des Rheins zu bedenken. Nicht zuletzt angesichts der von T. ausgemachten „autoritären Pastoralstrategien“ (304, vgl. 318 und 333) – die diesseits des Rheins auch im Gewand von Pastoraltheologiekonzeptionen oder Kirchenentwicklungsrhetorik auftreten können – wäre es beispielsweise schade, wenn die mittlerweile oft flächendeckende Verflüchtigung von kirchlichen Strukturen in Frankreich, die T.s Überlegungen zugrunde liegt (zur „Exkulturation“ siehe 23), einen gelegentlich in Deutschland zu beobachtenden antistrukturellen Reflex verstärken würde, der zwar theoretisch Richtiges meint, aber praktisch durchaus verhindert, dass sich bestehende und entwickelnde, wünschenswerte und notwendige Strukturen dann auch konkret „sakramental“ (LG 1, vgl. 290–292) und inkulturierend in den Dienst heiliger Gastfreundschaft nehmen und somit in den Dienst an der Welt stellen lassen. Wohingegen die Kirche „Christentum als Stil“ ermöglicht, entsprechen ihre Realisierungsformen in Europa und darüber hinaus (343–348) ihrer Mission – zur Ehre Gottes und zum Heil der Welt.

Über den Autor:

Michael Quisinsky, Dr., Professor für Systematische Theologie an der Katholischen Hochschule Freiburg (michael.quisinsky@kh-freiburg.de)